Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 22 (1949-1950)

Heft: 8

Artikel: Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Autor: Guggenbühl, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-852639

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Erziehungs-Rundschau

Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz

58. Jahrgang der „Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift" 42. Jahrgang der „Schulreform"

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. Gonzenbach, Professor der Eidgen. Technischen Hochschule, Zürich; Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich; A. Scherrer, a. Schulinspektor des Kantons Appenzell A.-Rh., Trogen
Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Rosenberg, St. Gallen. + Redaktion der Rubrik „Das Kinderheim" Frl. H. Kopp, Ebnat-Kappel

Nr. 8 November 1949 St. Gallen 22. Jahrgang

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Von Dr. A. Guggenbühl

Vorbemerkung der Redaktion. Im Oktober dieses Jahres sind es 25 Jahre her, dass zwei eben aus dem Ausland zurückgekehrte Jugendfreunde, die beide erst im Alter von 28 Jahren standen, den Schweizer Spiegel Verlag gründeten. Ein um so grösseres Wagnis, als die Gründer nicht vom Fach herkamen, der eine, Dr. Fortunat Huber, war Theologe, der andere, Dr. Adolf Guggenbühl, Nationalökonome.

Die Zeitschrift «Schweizer Spiegel» hatte sich von Anfang an das Ziel gesetzt, gegen die geistige Ueberfremdung zu kämpfen. Damals war das Schlagwort von der geistigen Landesverteidigung noch nicht geprägt. Wer, wie die Herausgeber des «Schweizer Spiegels», für die Aufwertung des Schweizerischen eintrat, wirkte wie ein Hecht im Karpfenteich. Es ist das besondere Verdienst des «Schweizer Spiegels», dass er von allem Anfang an sich nicht in der Abwehr unerwünschter ausländischer Einflüsse erschöpfte. Er erkannte, dass nur die Kulturpolitik Erfolg haben kann, welche die eigenen schöpferischen Kräfte erkennt, anerkennt und ihre Entfaltung fördert. Im unermüdlichen Eintreten für schweizerische Eigenart hat der «Schweizer Spiegel» einen Beitrag zum schweizerischen Geistesleben geleistet, der nicht mehr wegzudenken ist.

Das Oktoberheft des «Schweizer Spiegels», das als Jubiläumsgabe in erweitertem Umfange erschien, gibt einen interessanten und freimütigen Einblick in Werden und Ziele der Zeitschrift. Darüber hinaus veröffentlicht Dr. Adolf Guggenbühl ein kleines Buch «Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung» (193 S., geb. Fr. 13.50), das als ganz besondere Jubiläumsgabe an das Schweizervolk gewertet werden darf, enthält es doch den charakteristischen Elan, die unbeschwerte Frische und den originellen Gedankenreichtum des «Schweizer Spiegels». Hier hält uns ein Schweizer, der seine Seldwyler kennt, einen klaren Spiegel vor die Augen. Warum, so fragt sich der Verfasser, sind die Menschen in diesem vom Schicksal bevorzugten Land oft nicht so glücklich, wie man es nach den äussern Umständen erwarten dürfte? Wo liegen die tieferen Gründe des Unbehagens im helvetischen Wohlbehagen? Eine Reihe von Betrachtungen über den schweizerischen Lebensstil zeigt das wahre Wesen der Schweiz und weist den Weg in eine glücklichere Zukunft.

Es ist gewiss am Platze, dass man auch in einer pädagogischen Zeitschrift einmal des «Schweizer Spiegels» gedenkt. Wir hätten fast Lust zu sagen, der «Schweizer Spiegel» sei auch eine pädagogische Zeitschrift. Gewiss ist er es in einem erweiterten Sinn, so wie die Schriften Jeremias Gotthelfs in hohem Masse pädagogische Schriften sind. So entbieten wir denn dem 25jährigen «Schweizer Spiegel» und seinen initiativen Schöpfern unsere besten Glückwünsche. Wir glauben, diese Glückwünsche am wirksamsten unterstreichen zu können, in dem wir aus dem oben erwähnten neuen Buche von Dr. A. Guggenbühl nachfolgend das sehr zeitgemässe Kapitel «Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten» veröffentlichen. L.

*

Brief eines Maturanden und die Antwort

Ein Brief, der nie geschrieben wurde, der aber, wie der Verfasser aus Erfahrung weiss, der Stimmung vieler jungen Leute entspricht — und eine Antwort darauf.

Lieber Onkel!

Ich danke Dir vielmal für das splendide Geschenk. Es hat mich sehr gefreut, und doch muss ich Dir leider sagen, dass ich es nicht mit ganz gutem Gewissen empfangen habe. Deine Glückwünsche zur Maturität haben mich deshalb eher melancholisch gestimmt, oder wenigstens die Traurigkeit, die ich mit mir herumtrage, noch verstärkt. Ich bin leider nicht in der glücklichen Verfassung, die Du voraussetzest. Wenn Du schreibst, dass ich mich sicher freue, weil mir nun die ganze Welt offen steht, so muss ich Dir sagen: Ich freue mich gar nicht. Ich habe vielmehr das Gefühl einer gähnenden Leere, und vielen meiner Kameraden geht es ebenso. Bei dieser Geistesverfassung wirken alle Gratulationen wie ein Vorwurf. Die Schlussrede des Rektors empfanden wir wie bittern Hohn. Er sagte, wir seien nun alle feuertrunken, voll jugendlicher Begeisterung gingen wir ins Leben hinaus, genährt von den Idealen der grossen Vorbilder der Antike. Wir hätten das stolze Bewusstsein, die künftige Elite zu sein. Jeder berste von überschäumendem Tatendrang, sei begierig, eine neue Welt aufzubauen usw.

Davon ist leider keine Rede. Das war sicher so zu Euern Zeiten. Heute hat sich das grundlegend geändert.

Wir sind alles andere als feuertrunken. Natürlich freuen wir uns, dem lästigen Schulzwang entronnen

zu sein; aber Freiheit *von* etwas gibt im Leben noch keinen Schwung, wenn man die Frage: Freiheit *wozu?* nicht beantworten kann. Wir empfinden zwar die Verpflichtung zur Begeisterung, aber die Begeisterung ist nicht da. Wohl hören wir die Botschaft, allein der Glaube fehlt. Es ist sicher kein Zufall, dass in unserer Klasse von zwanzig Maturanden sechs überhaupt noch nicht wissen, was sie studieren wollen und deshalb die Rekrutenschule als willkommenen Zeitgewinn betrachten. Ich gehöre leider auch zu ihnen.

Für welche grossen Aufgaben sollen wir uns denn begeistern?

Es ist wahr, ich habe mich seinerzeit in den obern Klassen der Primarschule leidenschaftlich an grossen Vorbildern begeistert und mir gelobt, es ihnen einmal gleichzutun. Aber die schweizerische Welt, Ausgabe 1949, ist offenbar für grosse Taten nicht günstig.

Pestalozzi verteilte Suppe an die hungernden Kinder in Stans. Wo hungern denn heute noch Kinder bei uns!

Im Kindergarten suchte ich krampfhaft nach dem armen Mitschüler, der um mein Brot froh gewesen wäre; ich fand ihn nicht, alle hatten genau wie ich nicht nur ein Stück Brot, sondern ein Butterbrot im Znünitäschli.

Barnardo nahm sich der obdachlosen Knaben und Mädchen in den Slums von London an. Wo gibt es denn in unsern Städten obdachlose Kinder? Wenn nur die geringste Gefahr der Verwahrlosung entsteht, werden sie in eines der unzähligen Heime versorgt.

Sogar in den Ferien stellt die vorsorgliche Stadtverwaltung den Schülern, welche nicht in ein Lager oder in einen Kurort gehen können, Tageshorte zur Verfügung, damit sie ja nicht «den Gefahren der Grosstadt» ausgesetzt sind. Diplomierte Fürsorgerinnen sorgen dafür, dass die Kinder den Tag einwandfrei verbringen und nur unter der Aufsicht von pädagogischen Fachleuten sändeln oder Handball spielen.

Sogar die legendäre alte Frau mit dem schweren Leiterwagen, von der wir bei den Pfadfindern soviel hörten, trafen wir in Wirklichkeit nie an.

Ich las früher mit Begeisterung in Jugendschriften, wie mutige Jünglinge in Feuersbrünsten unter Aufopferung des Lebens Säuglinge und alte Leute retteten. Aber bei uns ist ja die Feuerwehr vorbildlich organisiert und bei den seltenen Bränden der Platz nach einer Minute für Unberufene abgesperrt.

Im Bücherschrank meiner Eltern standen die Erzählungen von Walter Scott. Ich bewunderte die Taten der Malteser-Ritter, die ihr Leben den Schwachen und Bedrängten weihten. Wo kann man heute einen glorreichen Kampf für das Recht der Witwen und Waisen führen? Wo werden denn in unserm wohlorganisierten Rechtsstaat Witwen und Waisen ausgebeutet?

So ist es auf allen Gebieten. Natürlich kann man «Treue im Alltag» üben, der Mutter die Schuhe putzen und dem Vater freundlich lächelnd die Pantoffeln holen, den Bauern helfen, das Heu einzubringen und in Arbeitslagern armen Gemeinden bessere Zufahrtsstrassen bauen. Das ist alles recht und gut, aber zum Teufel, das sind doch keine Heldentaten, an denen man sich begeistern kann.

Aber auch diejenigen meiner Kameraden, deren Lebensziel mehr in der Befriedigung eines bestimmten Ehrgeizes besteht, kommen nicht auf ihre Rechnung. Einer in unserer Klasse hat eine besondere Vorliebe für Geographie. Träumt er etwa davon, neue Länder zu entdecken, ein zweiter Vasco da Gama oder wenigstens ein Stanley zu werden? Keineswegs. Er weiss, die unbekannten Gegenden, die ein kühner Forschergeist entdecken kann, sind nicht mehr da. Sein höchstes Lebensziel kann darin bestehen, mit 30 oder 40 Jahren zum Mittelschullehrer gewählt zu werden — wenn er Glück hat. Macht ein solches Ziel feuertrunken?

Einzelne meiner Kameraden beabsichtigen, später Nationalökonomie zu studieren und sich dann dem Geschäftsleben zuzuwenden. Es sind solche, deren Väter gutgehende Fabriken besitzen, die es den hoffnungsvollen Sprösslingen ermöglichen, sich einmal in die Wolle zu setzen. Auch in der Wirtschaft sind ja die unsympathischen, aber kühnen Gründerzeiten vorbei, wo Ausläufer Generaldirektoren und Bauarbeiter Millionäre werden konnten.

Nicht nur unser Idealismus findet keine Möglichkeit der Betätigung, auch unsere Tüchtigkeit will man gar nicht. Jeder Beruf ist überfüllt; ständig weisen alle Berufsverbände auf die Uebersättigung hin. Man lässt die Jugend den Erfolg nicht einmal erkämpfen, sie muss das Avancement ersitzen.

Das sind die Gründe, warum eine tiefe Resignation über vielen von uns liegt. Wir sind zu spät auf die Welt gekommen.

Dein Neffe.

Lieber Ernst!

Dein Brief vom letzten Freitag ist mir geworden, wie man in der kaufmännischen Sprache sagt, und es ist mir beim Lesen schier übel geworden. Im ersten Augenblick wäre ich am liebsten zu Dir gefahren, um Dir richtig den Kopf zu waschen. Dann aber tat ich etwas anderes. Ich holte zuunterst aus dem Sekretär mein altes Tagebuch und las, was ich am Tage nach meiner Maturität — es sind nun über 35 Jahre her — eingetragen hatte. Und da fand ich am Schluss meiner langen Epistel dreimal unterstrichen den Satz vor: Wir sind zu spät auf die Welt gekommen.

Genau den gleichen Brief, den Du mir geschrieben hast, hätte ich nach meiner Matur meinem Onkel auch schreiben können, wenn ich einen gehabt hätte, mit dem ich in näherer Beziehung gestanden wäre. Weil ich einmal dachte wie Du, kann ich Dich mit ganzer Ueberzeugung versichern: das ist kompletter Unsinn, was Du da schreibst. Du bist das Opfer einer grossen Täuschung, wie auch wir das Opfer einer Täuschung waren. Ungefähr seit der Jahrhundertwende unterliegen die jungen Leute bei uns einer gefährlichen Suggestion, für die sie sicher nur zum kleinsten Teil verantwortlich sind.

Das offizielle Weltbild, das Schule und Elternhaus seit fünfzig Jahren der heranwachsenden Generation vermitteln, ist grundfalsch. Auch unsere schweizerische Welt ist gar nicht dieses wohlgeordnete, durchrationalisierte Mustergebilde, als das man sie darstellt. Sie ist, was sie immer war und immer sein wird, ein wildes Schlachtfeld, wo Gut und Böse in ununterbrochenem Kampf liegen. Kaum ist der Hydra ein Kopf abgeschlagen, wachsen ihr zwei neue nach; kaum ist der Teufel an einem Ort besiegt, taucht er an einem andern wieder auf. Auf allen, aber auch wirklich auf allen Gebieten, sind die dringendsten Aufgaben noch nicht gelöst.

Eines dieser Probleme hast Du nun dreizehn Jahre lang am eigenen Leib erfahren: das Schulproblem. In allen Verkehrsprospekten, in allen Büchern, die zur 650-Jahr-Feier unseres Staates erschienen sind, kann man lesen, unser Schulwesen stehe an der Spitze der ganzen Welt. Es ist wahr: die Schulhäuser werden jedes Jahr schöner, die Laboratorien immer raffinierter, die Stundenpläne ständig geschickter. In Wirklichkeit ist aber unser ganzer Bildungsbetrieb hoffnungslos verfahren und erstarrt. Allein die Reform des Mittelschulwesens ist eine Aufgabe, die eines neuen Pestalozzis würdig wäre.

Einst verkamen ganze Geschlechter im Analphabetismus; heute verkommen Generationen in der Intellektualisierung. Die Ueberfütterung mit unverstandenem Wissen führt zu geistigen Magenstörungen, an denen die meisten ihr Leben lang leiden. Die Verbildung hat die Bildung erwürgt. Um aus dieser Sackgasse herauszukommen, genügen nicht kleine Reformen, eine grundsätzliche Neugestaltung ist notwendig. Diese Aufgabe muss Deine Generation lösen.

Es ist wahr, jedermann kann in der Schweiz einigermassen schreiben und mehr oder weniger fliessend lesen. Aber damit ist es doch nicht getan. Es kommt darauf an, *dass* und vor allem *was* gelesen wird, und in dieser Beziehung steht es bitterbös. Der Mehrzahl unseres Volkes bedeuten unsere schweizerischen Klassiker nicht mehr als eine nebelhafte Schulerinnerung. Rundfragen haben ergeben, dass 90 von 100 Erwachsenen keinen einzigen zeitgenössischen schweizerischen Schriftsteller gelesen haben. In Tausenden und aber Tausenden von Familien wird jahraus, jahrein nicht ein einziges Buch von nur einigem Niveau gelesen.

Die Mehrzahl unserer Dörfer besitzt keine Leihbibliothek. Was könnten wir in dieser Beziehung von den Vereinigten Staaten, denen wir uns kulturell so unendlich überlegen fühlen, lernen! Allein die Schaffung und Propagierung von Dorfbibliotheken wäre eine Lebensaufgabe, die einen Menschen vollständig ausfüllen könnte.

Weisst Du, wie schlimm es mit der Musikpflege steht, dass zum Beispiel die häusliche Musikkultur vor hundert Jahren unendlich viel höher stand als jetzt, trotz, oder vielleicht wegen dem Radio? Wo sind heute die Familien, in denen an den langen Winterabenden gemeinsam unsere schönen Volkslieder gesungen werden? Sicher, die Kenntnis der Noten ist viel mehr verbreitet als früher. Man erteilt in den Mittelschulen sogar Musiktheorie, und die Chöre, die ihre Fertigkeiten an zahllosen Gesangfesten miteinander messen, sind Legion. Aber man darf doch nur dort von einer musikalischen Kultur sprechen, wo das Lied einen organischen und selbstverständlichen Bestandteil des Lebens bildet.

Zugegeben, die Erfindung der Maschine hat viele wirtschaftliche Probleme gelöst. Es ist die grosse Leistung des 19. Jahrhunderts, dass es, abgesehen von Kriegszeiten, den Hunger, diesen uralten Feind der Menschheit, überwunden hat. Aber im Kampf um die wirtschaftliche Hebung des Landes hat man dafür viele geistige Güter um so mehr vernachlässigt.

Wenn Du in der Kunstgeschichte hörst, dass Rembrandt im Armenhaus starb, so musst Du Dir ja nicht einbilden, «so etwas wäre heute nicht mehr möglich». Die Niederlande waren dazumal ebenso kunstverständig wie kunstliebend, viel kunstliebender als wir heute sind. Genau wie Cezanne von seinen Zeitgenossen verlacht und Hodler in bösartiger Weise angefeindet wurde, genau so geht es zahllosen Künstlern jetzt noch bei uns. Sie leiden unter etwas, das viel schlimmer ist als Anpöbelei, unter der satten Gleichgültigkeit ihrer Miteidgenossen, denen die Errichtung geplättelter Badzimmer, betonierter Strassen und luxuriöser Tramhäuschen wichtiger ist als die Pflege der Kunst. Die Landesausstellung hat gezeigt, wieviel künstlerisches Talent in unserm Lande brachliegt, nicht weil es an Geld, sondern weil es an Verständnis fehlt.

Ihr lest, wie früher kunstsinnige Sammler Kostbarkeiten in Trödlerläden entdeckten. Heute noch werden trotz allem Heimatschutz jährlich Dutzende und Dutzende der schönsten Kunstdenkmäler zugrunde gerichtet. Alte Volkskunst, die Töpferei, die Bauernmalerei, lässt man zugurunde gehen. Den Bemühungen weniger einsichtiger Männer und Frauen

ist es zu danken, dass die Handweberei nicht das gleiche Schicksal erlitt. Aber was wäre nicht noch alles auf diesem Gebiet zu tun!

Die letzten Generationen haben in verblendetem Internationalismus viel schweizerisches Kulturerbe zugrunde gehen lassen. Eure Aufgabe wird es sein, an die noch vorhandenen Fäden anzuknüpfen und Möglichkeiten zu neuer schöpferischer Betätigung zu schaffen. Die geistige Landesverteidigung war nicht einfach ein Kriegsprodukt, das man bei Eintreten des Friedens mit andern Ersatzstoffen in den Abfallkübel werfen darf. Sie hat nur dann Sinn, wenn es ihr gelingt, die schöpferischen Kräfte unseres Volkes auf allen Gebieten zu entfalten.

Du hast Dich einmal mit dem Gedanken getragen, Pfarrer zu werden. Braucht nicht gerade heute die Kirche feurigere Glaubensstreiter als je? Es ist wahr, die Christen werden heute nicht mehr verbrannt und nicht mehr wilden Tieren vorgeworfen, aber ein verheerender Unglaube hat das Land überfallen und zerfrisst die Seelen wie Heuschrecken ein junges Kornfeld. Was würde Zwingli sagen, wenn er sähe, wie die stolze protestantische Kirche heute dasteht! Sie ist nur ein Schatten dessen, was sie früher war und was sie wieder einmal sein wird. Der Weinberg des Herrn braucht nicht zehn, er braucht hundert, er braucht tausend unermüdliche und begeisterte Arbeiter.

Glaubt doch nicht dieses dumme Gerede von der Wohlgeordnetheit aller Dinge. Du musst nur den Mut haben, den dünnen offiziellen Schleier zu lüften, und das Chaos starrt Dir entgegen.

Die Familie ist vom Zerfall bedroht. Er spielt sich nicht dramatisch ab. Man sieht nicht Männer ihre Frauen mit Messern bedrohen und keine zerlumpten Kinder in den Gassen spielen, aber die seelische Verwahrlosung, welche die Auflösung der Familie mit sich brachte, schlägt ebenso tiefe Wunden, wenn sie auch dem stumpfen Auge nicht sichtbar sind.

Willst Du Mediziner werden? Auch dann musst Du nicht Angst haben, Du findest keine Angriffsflächen mehr für Deine Tatkraft. Gewiss, die Pest und die Cholera, diese grossen Geisseln der Menschheit, sind verschwunden, die Syphilis ist zurückgegangen. Aber Hunderte von Krankheiten wüten nach wie vor. Sogar die primitivsten Kenntnisse der Hygiene sind auch bei uns noch nicht Allgemeingut. Immer noch sterben jährlich Hunderte von kleinen Kindern, weil man sie falsch ernährt. Immer noch gibt es ganze Landesgegenden, wo das künstliche Gebiss das übliche Konfirmationsgeschenk bedeutet.

Bilde Dir doch nicht ein, auf dem Gebiete der Wissenschaft sei nichts mehr zu tun! Hat man Euch denn am Gymnasium nicht gesagt, dass die meisten Wissenschaften erst in den Anfängen stehen? Die Welträtsel sind nicht gelöst, wie ein selbstzufriedenes Zeitalter meinte. Die Psychologie ist sich erst in den letzten Jahren über ihre Grundlagen klar geworden. Physik und Chemie beginnen eben, zu den eigentlichen Problemen vorzudringen. Ein Neuland von unendlichem Ausmass erwartet den kühnen Forscher.

Die Geschichte ist immer noch ein Buch mit sieben Siegeln. Grosse Gebiete, wie die Urgeschichte unseres kleinen Landes, sind noch kaum erforscht.

Glaubt doch nicht, auf dem Gebiete von Handel und Industrie gäbe es heute keine Möglichkeiten mehr.

Lasst Euch nicht einschüchtern von den Unkenrufen gewisser Verbandssekretäre, zu deren Beruf es gehört, Eindringlinge fernzuhalten, damit die Wähe unter möglichst wenige verteilt werden muss. Auch in den Gründerjahren kam nicht jeder Lehrling dazu, den Marschallstab, der in seinem Tornister lag, einmal in die Hand zu nehmen. Aber auch heute noch, und das wird Dir jeder, der wirklich im Geschäftsleben steht, bestätigen, besteht in allen Branchen ein Mangel, jawohl, ein Mangel an tüchtigem, wagefreudigem Nachwuchs. Von den Leuten, die heute leitende Posten bekleiden, hat sich ein sehr grosser Prozentsatz aus kleinen Anfängen heraufgearbeitet, und so wird es auch in dreissig Jahren sein.

Auch unsere kleine Schweiz ist ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Welt ist nicht so, wie Du Dir sie vorstellst. An der Entstehung des falschen Weltbildes, das seit zwei Generationen unsere jungen Leute lähmt, ist wahrscheinlich der unglückselige Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts schuld. Anfänglich gab dieser Irrglaube viele frische Impulse. Die Entwicklung der Menschheit erschien unsern Urgrossvätern als eine Leiter, auf der man mit Begeisterung immer höher zu klimmen suchte. Mit der Zeit wurde dann dieser Zukunftsglaube etwas brüchig. Dass es auf der Leiter weiter aufwärts gehe, schien nicht mehr so sicher, aber dass man auf der obersten erreichbaren Sprosse sitze, auf diesen Wahn wollte man nicht verzichten. So kam man dazu, sich und andern ständig einzureden, wie herrlich weit man es doch gebracht habe. Das Ergebnis war, dass man damit einen lähmenden Pessimismus verbreitete, so dass es heute für die Jugend eine Erlösung bedeutet, wenn sie entdeckt, dass es mit der Vollkommenheit nicht so weit her ist.

Ist es nicht ein merkwürdiger Trost, den ich Dir geben muss: Auch bei uns, wo es keine zerstörten Städte und kein Kriegselend gibt, ist das Chaos ebenso gross und der Wiederaufbau ebenso nötig, wie in den kriegführenden Ländern.

Sogar das gefährliche Leben kannst Du bei uns finden. Selbst um das gewöhnliche bürgerliche Leben recht zu führen, braucht es Mut.

Zur Liebe braucht es Mut. Ihre schönsten Blumen wachsen am Rand der tiefsten Abgründe. Die Liebe ist gefährlich wie zu den Zeiten von Hero und Leander und Romeo und Julia.

Um eine Familie zu gründen, um das Wagnis einer Schicksalsgemeinschaft für das ganze Leben einzugehen, braucht es Mut.

Die Kämpfe des bürgerlichen Lebens spielen sich hinter einem dichten Vorhang ab. Wenn man jung ist, sieht man nur diesen Vorhang und ahnt gar nicht das wilde und dramatische Geschehen, das dahinter vor sich geht.

Ich bin überzeugt, es wird auch Dir so gehen, wie es mir gegangen ist. Wenn Du einmal das Leben wirklich kennst, so wird es Dir unendlich viel interessanter und abenteuerlicher vorkommen als jetzt, und Du wirst mit fünfzig Jahren eher von jenem Geist der Feuertrunkenheit beseelt sein als Du jetzt bist.

Dein Onkel.

Schule vor Jahrtausenden

-i. Aus den letzten vorchristlichen und den ersten christlichen Jahrhunderten haben sich im trockenen Sand Aegyptens Tausende von Originalurkunden, private und amtliche, meist griechisch geschriebene Akten, erhalten, die einen unmittelbaren Einblick in damaliges Leben gestatten. Darunter befindet sich manches, was aus der Schule stammt, vor allem Schülerarbeiten auf verschiedenartigstem Schreibstoff, auf Scherben, Ziegelstücken, Wachs- und Holztafeln, Papyrusblättern. Eine Musterung dieser Sachen zeigt, dass der elementare Lehrgang vom heutigen nur wenig abwich: Erst Malen der Einzelbuchstaben und Zahlzeichen, dann ganzer Silben, Wörter und Sätze; Konjugier- und Deklinier-, Stil- und Schönschreibübungen, Diktate und Aufsätzchen nach rhetorischen Vorlagen. Sogar eine Kurzschrift wurde gepflegt; nur hiess sie nicht Steno-, sondern Tachygraphie, «Schnellschrift». Die Rechenkunst umfasste neben Addition und ziemlich saftigen Multiplikationen etwas Geometrie, ja die Grundzüge der Stereometrie. Auch ganze Schulhefte in Form von zusammengebundenen Täfelchen oder von Papyrusrollen oder regelrechten Heften sind noch vorhanden und lassen die Fortschritte ihrer Inhaber hübsch verfolgen.

Auffallend oft kehrt in solchen Heften, offenbar zur Aufmunterung, der Spruch wieder: «Des Denkens Uranfang ist das Schreiben.» Dazu, um ein paar Rosinen herauszuklauben, unterhaltende Frag- und Antwortspiele: «Was ist merkwürdig im Leben und widerspruchsvoll? Der Mensch.» — «Was macht den Reichtum des Lebens aus? Philosophie.» — «Was ist nötiger als äusserer Wohlstand? Vernunft.» —

«Was ist süss im Leben und doch tunlichst zu meiden? Die Frau.» Das schöne Geschlecht kommt überhaupt bei jenen Gelbschnäbeln schlecht weg. Wenn ich die misogynen Schnödigkeiten, die da stehen, lese, erinnern sie mich an die bekannte Erscheinung, dass bei uns Sekundaner, kaum dem Glauben an den Storch entwachsen, mit einem Band Nietsche unter dem Arm, mühsamem Stirnrunzeln und nur halb gebrochenem Brustton der Ueberzeugung das lächerliche Zarathustrawort nachpapageien: «Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!»

Ab und zu sind die Arbeiten mit einem Korrekturvermerk des Lehrers versehen, am häufigsten mit philoponi «sei fleissig», einige Male mit li-u «auswischen!» Nicht zu vergessen die Wohltat der Strafaufgaben; einer muss ein paarmal schreiben: Philoponi, o pä, mi dhariss, «sei fleissig, Bürschchen, damit du nicht gestripst wirst». Das eigentliche Lesebuch der Vorgerückten war Homer, in den man sich ganz gründlich vertiefte. Kein Wunder, dass wir noch Vokabelhefte studieren können, in denen der Sprössling nach Angaben des Schulmeisters poetische oder veraltete Wendungen in die landläufige Prosa überträgt. Wie selbstverständlich Homer im Mittelpunkt der Lektüre stand, zeigt folgendes, etwa 200 vor Christus von einer Mutter an ihren einer auswärtigen Privatschule anvertrauten Jungen gerichtet hat: «Schreib mir ohne Zaudern, wessen du bedarfst. Sodann betrübt es mich, von der Tochter unseres Lehrers Diogenes zu erfahren, er sei hinabgesegelt. Denn bei ihm war ich ohne Sorge, da ich wusste, dass er nach Kräften auf dich achten würde. Ich liess es mir angelegen sein, an ihn zu schicken, nach Deiner Gesundheit zu fragen und zu erfahren, was Du läsest; und er sagte: das Zeta (Buch 6 der Ilias), und gab Deinem Pädagogen ausführlich ein gutes Zeugnis. Daher musst Du nun, mein Kind, samt Deinem Pädagogen danach trachten, Dich einem andern passenden Lehrer anzuschliessen. Es grüssen Dich vielmals Deine Schwester, die Kinder . . . der Theonis und alle unsere Leute Name für Name. Grüsse Deinen hochgeehrten Pädagogen Eros.» Der hier erwähnte Pädagoge darf nicht etwa mit dem Schulmeister verwechselt werden. Paidagogos heisst im